



Sebastian Fink: **Benjamin Whorf, die Sumerer und der Einfluss der Sprache auf das Denken** (Philippika 70).

Wiesbaden: Harrassowitz 2015 • xii + 209 Seiten + 15 Tabellen • 48,00 • 978-3-447-10138-7

Diese Innsbrucker Dissertation versucht, ein altes Thema von einem bisher nicht gewählten Standpunkt aus neu zu beleuchten. Der Autor ist Altorientalist und hat neben Sumerisch und Akkadisch auch Sprachphilosophie studiert; das erklärt den ungewöhnlichen Buchtitel. Seit langem ha-

ben Sprachforscher und Philosophen mit unterschiedlichen Argumenten diskutiert, wie stark und in welcher Weise die Muttersprache das Denken jedes Menschen beeinflusst. B.L. Whorf (1897–1941) ist durch seine populäre Darstellung der Besonderheiten der Hopi-Sprache (Arizona) besonders bekannt geworden (vgl. sein Rowohlt-Bändchen *Sprache, Denken, Wirklichkeit* 1963; Auswahl aus der engl. Ausgabe 1956). Am einfachsten ist das jedermann zu demonstrieren, wenn man Farbwörter vergleicht: Fast jede Sprache teilt das Spektrum des sichtbaren Lichts anders ein!

Finks Arbeit besteht zum großen Teil aus Zitaten, die er nur sparsam kommentiert. Whorfs Lehrer Edward Sapir (1884–1939) wird in einem zitierten Lexikonartikel genannt, seine Werke jedoch nicht berücksichtigt. Die vier Seiten über Wilhelm von Humboldts Studien zum Thema beruhen ganz offensichtlich auf zwei Büchern der Sekundärliteratur (eines davon fehlt in der Bibliographie: Di Cesare 1998). Selbst Whorf wird v.a. durch die Brille seiner Kritiker betrachtet; immerhin versucht Fink, seine trotz allem bleibende Leistung herauszustellen. Breiteren Raum nehmen Autoren ein, die der Sprachwissenschaft ferner stehen: Hermann Usener (1834–1905) mit seiner These von den Sondergöttern, die nur als Namen existieren; Adolf Stöhr (1855–1921), der mit den Begriffen ‚Begriffsbildner‘ und ‚Logoid‘ arbeitete (beide Termini werden m.E. unzureichend erläutert); Rudolf Carnap (1891–1970) und seine logische Analyse der Sprache; und v.a. Friedrich Kainz (1897–1977) mit seiner ‚Theorie der Sprachverführung‘ (59–101); schließlich noch Wolfgang Schadewaldt (1900–1974), der als Gräzist die herausragende Bedeutung des griechischen Sprachbaus für die Entstehung der abendländischen Philosophie deutlich gemacht hat.

Ob Fink das alles richtig verstanden hat, darf bezweifelt werden: Griechisches ist allzu oft falsch geschrieben; in einer Fußnote, die die Kategorien des indogermanischen Verbs aufzählen will, fehlt das Medium! Besser zu Hause ist der Autor ersichtlich im alten Mesopotamien, aber auch hier findet der Leser v.a. Zitate und (verlässliche?) Zusammenfassungen aus der Fachliteratur, die für Leser, die nicht selbst altorientalistisch vorgebildet sind, unbefriedigend bleiben. Die ‚Grundzüge des Sumerischen‘ (115–128) nach D. O. Edzards *Sumerian Grammar* (2003) vermitteln v.a. den Eindruck, dass diese offenbar sehr fremdartige, vermutlich mit keiner andern verwandte Sprache bis heute nur unzureichend verstanden wird. Immerhin ist es möglich, aus den sumerischen Listen, einer wichtigen ‚Literaturgattung‘ dort, auf ‚Eigenbegrifflichkeiten‘ zu schließen, wie Benno Landsberger (1890–1968) es formuliert hat. Er und sein Schüler Wolfram von Soden (1908–1996) kommen ausführlich zu Wort. Wichtig ist der Hinweis des letzteren auf „die Zweisprachigkeit als ein wesentliches Kennzeichen der geistigen Kultur bestimmter Völker“ (von Soden 1960, hier zit. nach Fink 150). Hier ließen sich meines Erachtens Gedanken über die heutige geistige Situation Europas anschließen!

Finks Versuch, seinen Lesern die ‚Raum- und Zeitvorstellungen im alten Mesopotamien‘ (169–173) nahezubringen, muss scheitern, da er sowohl auf eine ‚wörtliche‘ Übersetzung seiner drei sumerischen Beispielsätze verzichtet als auch keinerlei grammatische Analyse der Wörter angibt. Ähnlich steht es mit anderen Beispielen (Weisheit, denken, Schuld und Sühne), die einen recht oberflächlichen Eindruck hinterlassen. Am Schluss des Buches springt der Autor nach Südamerika und berichtet, dass nach Daniel Everett die Pirahã-Sprache (Brasilien) keinerlei Begriffe für Zahlen und Zählen, keine Wörter für Quantoren (all, jeder, meist, einige) und Farben habe, dazu auch noch das kleinste Phonem-Inventar der Welt (nur sieben Konsonanten und drei Vokale); ihre Sprecher hätten auch keinerlei Schöpfungsmythen. Ob das wohl alles stimmt? Von der daran anschließenden linguistischen Diskussion weiß der Autor nichts.

Finks Arbeit ist eine typische Dissertation: Der Autor wollte zu viel Material verarbeiten und hat darüber die eigene gedankliche Durcharbeitung und schließliche Zuspitzung des Themas vernachlässigt. Er begibt sich ständig auf Gebiete, in denen er nicht über ausreichende Kenntnisse und Erfahrungen verfügt (z.B. Logik; Indogermanistik). Zu sagen, dass „Eiche“ und „Baum“ „auf der gleichen Abstraktionsstufe“ stehen (110), ist offensichtlicher Unsinn – hat der Autor seinen Biologieunterricht vergessen? Die Auswahl der herangezogenen Sekundärliteratur wurde (verständlicherweise) v.a. von gewissen Innsbrucker Vorlieben gesteuert; anderswo wird man vieles anders einschätzen. Die eigentümlichen, ja bisweilen absonderlichen Begriffe v.a. von Stöhr und Kainz, die Fink übernommen hat, ohne sie in international übliche zu ‚übersetzen‘, dürften auf viele Leser abschreckend wirken. Leo Weisgerber (1899–1985), der die These vom ‚sprachlichen Weltbild‘ in sehr starker Form vertreten hat, blieb völlig unbeachtet. Das ist sehr auffällig – spielen etwa ideologische Gründe herein?

Die Endredaktion der Druckvorlage war zu flüchtig. Die Lebensdaten von Carnap und Schaedewaldt werden nicht genannt. Viele Tippfehler (nicht alle harmlos: hinter „Borkenhorst“ S. 133, 201 verbirgt sich „Bronkhorst“; S. 209 fehlt nach „SP =“ der Autorenname Kainz), zahllose (bisweilen sinnenstellende) Interpunktionsfehler und häufige Ausdrucksschwächen stören. Alte Werke werden ausschließlich mit den Jahreszahlen moderner Nachdrucke zitiert, was manchen Lesern ein verzerrtes Bild der Entwicklung vermitteln könnte. Ludwig Wittgenstein (1889–1951) hat gewiss recht, wenn er sagt: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“ (Tractatus Logico-philosophicus, Satz 5.6.; von Fink S. 198 ohne Herkunftsangabe zitiert). Finks Versuch, aus dem Sumerischen zusätzliche Argumente dafür zu gewinnen und sogar Inhaltliches beizutragen, ist loblich, aber m.E. gescheitert. Der Fleiß des Autors ist unbestreitbar, aber wer den „Einfluss der Sprache auf das Denken“ studieren möchte, braucht sein Buch nicht zu lesen, falls er/sie nicht gerade Altorientalistik studiert.

Stefan Zimmer (Sankt Augustin)